

Illustrierte Unterhaltungsbeilage

„Der Gesellige.“



51. Woche.

Verlag: Gustav Röhles Buchdruckerei „Verlag „Der Gesellige““ in Grawenz.

Jahrgang 1915.



Generalfeldmarschall v. Mackensen, der Eroberer von Serbien, wurde zum Chef des Infanterie-Regiments Nr. 129 ernannt.

Das Dokument im Ofen

Kriminalroman von E. Blümcke.

(Schluß.)

Sie liest noch einmal und sucht weiter unter den Papieren. Da liegt noch ein Blatt, auf dem steht von Schimmelpfennigs Hand etwas notiert. Das Datum des Todestages ihres Vaters liest sie. Darunter steht: „Gegen einhalb vier kam Lupenski sehr aufgeregt in des Bankiers Wohnzimmer und las ein Schriftstück, das er dem Toten, der sich selber erschossen, abgenommen hatte. Auch den Revolver hatte er von dem Tatort fortgenommen und, wie ich von meinem Versteck aus sehr genau sehen konnte, wieder über Rosenbaums Bett gehängt. Das Schriftstück sollte im Ofen verbrannt werden. Es gelang mir aber, einen Teil desselben zu retten. Es ist auf demselben folgendes zu lesen:“

Hier steht nun, was Jrmgard soeben gelesen.

Sie atmet tief auf, faltet die Hände und spricht zu sich selber: „Sollte ich auch alles verlieren, was ich besaß, ich werde sofort Anzeige von dieser wichtigen Entdeckung erstatten. Mein Gatte schlägt mich tot, wenn er erfährt, daß ich zur Verräterin geworden. Mag er es, ich habe einen Unschuldigen gerettet. O Bruno, armer Bruno, was hast Du gelitten! Wie will ich Gott auf meinen Knien danken, wenn ich Dich wirklich retten dürfte!“

Zunächst läuft sie nach Grünthal, um dem alten Seidenfranz ihren Fund zu zeigen.

„Geschehen denn wirklich noch Wunder auf unserer armen Erde?!“ ruft der jetzt aus, die Hände ineinanderschlagend, und dann perlen schon die hellen Tränen über seine rauhen, verwitterten Wangen.

Er schluchzt wie ein Kind, er vermag nichts weiter zu sagen, denn jetzt hat die hohe Freudestunde geschlagen, auf die er mit kindlichem Vertrauen geharrt, Tag und Nacht, unverdrossen, trotzdem man ihn einen Narren gescholten.

Eine Stunde später befanden Jrmgard und ihr alter Freund sich auf dem städtischen Amtsgericht, mit der Kassetten, und am nächsten Tage mußte die ganze Stadt bereits um die höchst interessante Sache, die vorläufig noch strengstes Geheimnis sein sollte.

7.

Reimann war wieder frei. Glänzend gerechtfertigt stand er da, auch nicht der leiseste Verdacht einer Schuld haftete mehr an ihm.

Aber was ist aus dem starken Mann mit der ehernen Willenskraft geworden? Er scheint um viele Jahre gealtert und sieht aus wie ein gebrochener Greis. Das Feuer seiner Augen ist erloschen, und dumpfe Schwermut blickt aus ihnen, die Zuchtluft hat ihn krank gemacht und seinen starken Körper zermürbt.

Er glaubt noch nicht daran, daß er wirklich ganz und gar frei sein soll; das ist alles viel zu plötzlich gekommen, als daß er es hätte begreifen können. Aber nun schaut er seinem alten Freunde Seidenfranz, der ihm vier Meilen entgegengefahren ist, in die treuen Augen, sieht seine Freudenstränen, fühlt den innigen Händedruck eines Mannes, der mit ihm empfindet. Da ist es ihm, als kehrten Lebensgeister zurück in das tote Gemäuer, in die Ruine, die sie verlassen, und in der gespenstische Schatten statt ihrer gewaltet. Er hört des alten Mannes bewegte, tränendurchzitterte Stimme und erfährt, wie alles gekommen. Und jetzt sieht er das Erbe seiner Väter wieder. Unversehrt liegt der Hof da vor ihm, genau wie er ihn verlassen. Alle die ehrlichen Gesichter, die er entriestet sah, als er fort mußte, strahlen ihm in hoher Freude entgegen. Die treuen Leute haben ebenfalls ausgeharrt bei kargem Lohn. Er fühlt ihre harten Hände in den seinigen und da strömt ihm das Blut warm zum Herzen.

Ein Willkommengruß prangt dort über der Haustüre, in buntem Blumenrahmen, und im Hause sieht es so sauber und ordentlich aus, als schalteten und wolketen darin noch heute Frau Richters fleißige Hände. Ein Rosenstrauch steht auf dem Tisch.

Aber jetzt traut Bruno seinen Augen doch nicht länger.

„Jrmgard!“ stößt er aus.

Ja, auch Jrmgard wollte bei dem Empfang nicht fehlen, sie hat dem Heimkehrenden das Haus so schön geschmückt mit ihren Mägden. Sie kennt ja nur den einen Wunsch, Bruno das schwere Unrecht, das er erduldet, vergessen zu machen.

Jrmgards bleiche Wangen haben sich in freudiger Erregung gerötet und aus ihren Augen strahlt dem Ueberaschten ein so bejeligender Glanz ins arme Herz, daß auf einmal wieder Jugend und Jugendkraft in seine Adern strömt. Seine gebeugte Gestalt strafft sich in die Höhe, er ist wieder der Alte, der Mann, der den Kampf ums Dasein nicht scheut. Mit warmen Worten spricht er Jrmgard seinen Dank aus und preist sie als einen Engel des Himmels, den Gott zu seiner Rettung bestimmt.

Nie hat sie ihn so reden gehört. Er spricht wie ein Mensch, der in himmlischer Verzückung mit Zungen redet. Wieder und wieder nennt er ihren Vornamen, als hätte er ein Recht dazu, als dächte er gar nicht daran, daß sie Frau v. Lupenski ist.

Und sie wehrt es ihm nicht, trotzdem es ihr peinlich ist vor den Mägden und vor dem alten Seidenfranz.

Aber plötzlich kommt es ihm zum Bewußtsein, daß dieses Wesen da vor ihm an den Mann gekettet ist, der so schwer an ihm gefrevelt.

Da mähtigt er sich, tituliert Jrmgard mit „gnädige Frau“ und begegnet ihr, wie es sich einer vornehmen Dame gegenüber gebührt. Nachher erfährt er, wie schwer sie es hat, wie unglücklich sie sich in der Ehe mit dem ungeliebten Mann fühlt.

Da lodert die noch nicht verglimmte Glut in seinem Herzen wieder zu heller Flamme, und er gelobt es sich, seiner Ketterin zum Ketter aus ihren Ketten und Banden zu werden.

Trotz eifrigster Bemühungen war es bis heute noch nicht gelungen, der Brandstifterin habhaft zu werden. Es behaupteten wohl verschiedene Leute, sie abends oder auch nachts im Walde gesehen zu haben, doch alle Versuche, sie zu ergreifen, mißglückten. Und dabei hielt sie sich tatsächlich auf Tannenhöher Grund und Boden auf, und zwar wohnte sie bei einer Waldarbeiterfamilie im Keller.

Die Leute hatten sie aus Erbarmen und vielleicht auch, weil sie auf reichlichen Lohn rechneten, aufgenommen. Versicherte sie ihnen doch täglich, daß sie eine reiche Erbschaft erwarde. Besäße sie die erst, dann wollte sie einen Anwalt nehmen und allen, die sie gemartert, einen Prozeß machen, diejenigen aber, die sich ihrer angenommen, dürften fürstlicher Belohnung versichert sein.

Daß sie die Brandstifterin sei, glaubten die einfältigen Leute nicht. Sie hielten es also für ein Werk christlicher Barmherzigkeit, wenn sie der Ärmsten Obdach gewährten.

Bei Tag sah sie ganz ruhig in ihrem Keller. Sobald es aber dunkelte, war sie nicht zu halten. Dann streifte sie wie ein Stück Wild im Walde umher, umlauerte das Försterhaus, in dem Frau v. Lupenski jetzt wohnte, wagte sich auch bis in die dunklen Gassen der Stadt, immer in der Hoffnung, Doktor Braun oder der Edelmann würden ihr einmal begegnen.

Sie trug ein spitzes Messer unter ihrem Brusttuch. Das wollte sie den beiden ins Herz bohren.

Jrmgard hatte sie jetzt nicht mehr, wo sie mußte, daß dieselbe sich unglücklich genug fühlte. Auch Bruno Reimann wünschte sie nichts Böses weiter. Aber v. Lupenski sollte wenigstens sterben, eher würde sie nicht Ruhe finden. — — —

Sechs Wochen nach dem Brande trifft eines Abends ein Telegramm von Lupenski an seine Gattin ein, das folgenden Wortlaut hat: „Erfahre soeben, daß mein Schloß niedergebrannt und Schimmelpfennig tot. Gib mir sofort Nachricht, ob das Wahrheit. Konstantin.“

Als Aufenthaltsort ist ein Städtchen an der böhmischen Grenze angegeben. Auf Jrmgards Bestätigung telegraphiert der Gatte am nächsten Vormittag von Berlin aus: „Trefse morgen bei Dir ein. Dein Konstantin.“

Sie atmet tief auf. Wie soll das werden?! Noch weiß er nichts Genaueres, noch ahnt er nicht, was ihm bevorsteht!

Von Lupenski hatte sich mehrere Wochen in Monaco und an verschiedenen anderen internationalen Spielplätzen aufge-

halten und eine ganz erhebliche Summe Geldes verloren. Erst als er sich wieder auf der Rückreise befand, erfuhr er durch einen Zufall, daß sein Schloß abgebrannt war und Schimmelpfennig in den Flammen seinen Tod gefunden.

Trotzdem das für ihn einen sehr empfindlichen Verlust bedeutete, so erfüllte ihn die Nachricht nicht gerade mit Betrübnis, denn durch den Tod des ihm so lästigen Freundes würde das Unglück doppelt und dreifach ausgeglichen, jagte er sich mit unverhohlener Freude. Wie oft hatte er Schimmelpfennig während der letzten Jahre den Tod gewünscht. Welche Unsummen kostete ihm doch der gefährliche Mensch!

Nachdem er dann Frimgarde's Antwort auf sein Telegramm erhalten, setzte er die Reise unverzüglich fort.

Sein Plan für die Zukunft war bereits gefaßt. Tannenhöh sollte verkauft werden, seine Frau, die ihm höchst lästig geworden, mochte Wohnung nehmen, wo sie wollte, und er durfte die goldene Freiheit mit vollen Zügen genießen, im sonnigen Süden, in Amerika, oder wo es ihm paßte.

Bruno wick heute den ganzen Tag nicht aus der Nähe des Försterhauses, in dem Frimgard wohnte. Er hatte so eine Ahnung, als ob dem geliebten Weibe Unglück drohte. Sie sagte ihm gestern abend, daß heute ihr Gatte zurückkehren würde. Mit keinem Wort verriet sie die geheime Angst, die sie vor diesem Wiedersehen hatte, aber die Augen der Liebe sehen scharf. Bruno las es in ihrer Seele, wie sie sich fürchtete. Darum hielt er treue Wacht bei ihr, ohne daß sie es wußte.

Jetzt ist es Abend geworden. Bruno sieht von der fast zerfallenen, mit Hopfen und wildem Wein dicht umspinnenen Laube aus, die sich neben der Haustür befindet, wie drinnen Licht gemacht wird. Die Magd kommt heraus und schließt die Fensterladen.

Sie ahnt nicht, daß bei dem schaurigen Regemwetter jemand hier draußen sitzt.

Durch einen Spalt vermag er zu sehen, was drinnen im Zimmer geschieht. Da läuft die Geliebte, die er nicht besitzen darf, weil sie an einen anderen gekettet ist, aufgereggt umher, trocknet die Tränen mit ihrem Taschentuch, preßt die heiße Stirn an die Fensterscheibe und schluchzt so laut, daß Bruno es draußen hört.

Wie jammert ihn das Unglück des armen Weibes! Wie gern wäre er jetzt hineingeeilt, hätte sie in seine Arme geschlossen und ihr gesagt: „Sei ohne Sorge, ich kämpfe für Dich!“

Er darf es nicht. Aber als treuer Beschützer über sie wachen, das ist ihm gestattet. — — —

Der Oberinspektor Müller von Tannenhöh befindet sich heute schon den ganzen Tag in größter Aufregung. Er ist bereits dreimal auf dem Bahnhof gewesen, um seinen Herrn abzuholen, über dessen Ankunft in der Stadt noch nichts bekannt sein kann. Würde die Behörde darum, so würde sicher auch ein Gendarm bereit gestanden haben. Doch nun ist der letzte Zug aus der Richtung von Berlin eingetroffen, ohne den Ersehnten mitzubringen.

Jetzt rechnet der Oberinspektor nur noch mit der Möglichkeit, daß v. Lupenski in N., wo er sehr langen Aufenthalt hat, ein Fuhrwerk genommen und inzwischen vielleicht schon dabeim angelangt ist. Um eine Stunde könnte er vor dem letzten Zug auf diese Weise dort eintreffen.

Der erwartungsvolle Wirtschaftsbeamte kehrt also nach Tannenhöh zurück und gibt, da sein Herr auch mit Fuhrwerk nicht gekommen, die Hoffnung auf, ihn heute noch zu sehen.

Es ist inzwischen dunkel geworden, und der Regen rieselt immer dichter vom sternlosen Himmel hernieder.

Gerade setzt Müller sich an den Tisch, um durch einen steifen Grog seinen Unmut zu verscheuchen, als lautes Gundegebell ihn doch noch Besuch ankündigt. Ein Wagen fährt in den Hof. Er eilt hinaus.

Wahrhaftig, Herr von Lupenski ist da! Derselbe scheint viel getrunken zu haben, denn er spricht heiser und mit schwerer Zunge.

„Schöne Geschichte das, Müller! Da kann man jetzt wohl im Schweinestall logieren, was?“

„Herr v. Lupenski, darf ich Sie bitten, mir zu folgen? Ich habe mich drüben in dem früheren Schäferhaus vorläufig einlogiert. Aber ich muß um Eile bitten. Kutscher, fahren Sie zurück, Sie werden Ihren Fuhrlohn morgen kriegen, wenn ich nach N. komme,“ wendet er sich, während sie in das Haus eintreten, noch an diesen, der denn auch sofort heimfährt.

„Ei, das duftet nach Grog!“ ruft v. Lupenski, mit der Zunge schnalzend aus, als er die Stube betreten. „Zunächst besorgen Sie mir ein Glas davon, ehe Sie mit Ihrer Hiobspost kommen.“

„Soll geschehen! Aber, Herr v. Lupenski, was ich Ihnen zu sagen habe ist bitterer Ernst. Hören Sie mich an.“

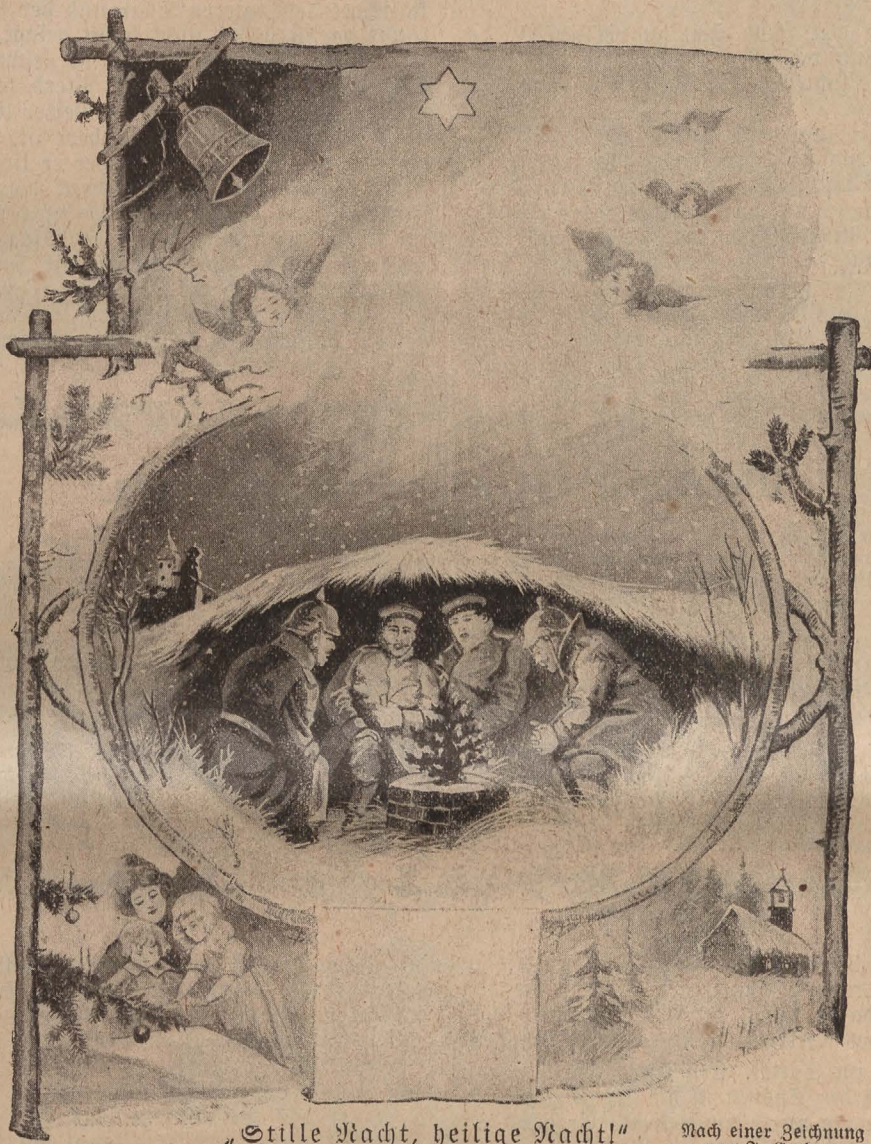
Und nun erfährt der Erschreckte, was in der Zeit geschehen, was für ihn alles auf dem Spiel steht.

Da erblickt sein vom allzu reichlichen Genuß des Weins hochgerötetes Gesicht, und er sinkt auf einen Stuhl nieder. „Im Ofen hat Schimmelpfennig das Papier gefunden? Den Meineid hat er eingestanden? Reimann frei? Und — mein Weib — Müller, mein Weib hat alles verraten?“ keucht er, die Augen unheimlich weit aufreißend.

„Herr v. Lupenski, es ist leider alles so! Und Sie werden einsehen, daß Ihres Bleibens hier nicht länger sein kann. Ich habe Ihr Kommen vor den Leuten nach Kräften zu verheimlichen gesucht. Noch weiß auf der Polizei niemand, daß Sie hier sind. Aber morgen früh dürfte es bekannt sein, und man wird Sie verhaften.“

Also halten Sie sich hier nicht auf. Der Schimmel steht schon gefattelt bereit. Sie müssen in einer Stunde die Station B. erreicht haben, um den nächsten Schnellzug nach dem Süden benutzen zu können. Das Pferd übergeben Sie dem Bahnhofswirt und sagen ihm, Sie müßten in dringender geschäftlicher Angelegenheit nach Leipzig. Sie steigen aber in B. um und fahren nicht nach Leipzig, sondern nach Hamburg und geben mir von dort unter einem anderen Namen Bescheid.

Ich werde schon das Meinige tun, daß man Sie nicht erwischt. Tannenhöh verkaufe ich für Sie, vielleicht kaufe ich



„Stille Nacht, heilige Nacht!“

Nach einer Zeichnung von J. Haber.

es selbst. Aber das läßt sich schriftlich abmachen. Bedienen Sie sich nur bei allen Briefen einer Schreibmaschine, damit die Handschrift nicht zum Verräter wird."

"Halten Sie jetzt ein! Geben Sie mir ein Glas Grog, sonst erleide ich einen Herzschlag!" unterbricht v. Lupenski den in höchster Aufregung Sprechenden, stürzt das heiße Getränk hinunter, springt dann auf und ruft mit geballten Fäusten und zornblitzenden Augen: "Also das Weib! Sie haben recht, Müller! Ihr Ratschlag ist gut und ich werde ihn ausführen. Schaffen Sie nur meinen Koffer herein, daß ich mich reisefertig mache. Aber soviel Zeit wird mir bleiben, daß ich meiner lieben Gattin erst noch einen guten Abend wünsche. Ich will sie sprechen — die — die —"

"Herr v. Lupenski, es gilt keine Zeit zu verlieren! In einer Stunde fährt der Zug von B. ab. Bei der gnädigen Frau könnte möglicherweise sich schon ein Polizist eingefunden haben."

"Gleichviel, ich muß sie sprechen! Sehen Sie, hier habe ich eine Browningpistole, das ist meine letzte Rettung! Ehe ich mich fangen lasse, schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf. Wo die Sache so liegt, pfeife ich auf mein Leben. Aber Rechenhaftig soll die Kreatur mir geben! Also bringen Sie mir das Pferd, ich bin in fünf Minuten fertig. Aber schnell noch einen Grog!"

"Das gibt ein großes Unglück! Er ist in diesem Zustand unberechenbar," jagte der Oberinspektor sich.

Gerade in diesem Augenblick öffnet Frmgard das Fenster. Auch sie hat den Laut und das Pferdegetrappel gehört.

"Wer ist da?" fragt sie, erschreckt zurückweichend.

Bruno ist einen Augenblick unschlüssig, ob er davon laufen oder sich zu erkennen geben soll. Aber dann spricht er: "Ich bin es, gnädige Frau. Verzeihen Sie, wenn ich Sie erschreckt habe."

Da atmet sie erleichtert auf, und das bedrückende Gefühl einer entsetzlichen Angst, das sie seit gestern gequält, weicht von ihrer Seele. Sie ahnt, warum Bruno hier ist, sie weiß, daß er sie schützen will. — —

Unmöglich hätte man Frieda Niemschneider in dieser Gestalt mit dem wirren Haar und der seltsamsten Kleidung erkannt, wenn sie es nicht selbst gesagt, daß sie es sei.

"Ein gräßliches Unglück ist geschehen," ruft sie mit schriller Stimme aus. "Das Pferd wurde schein, als es mich sah — und der Reiter — der Reiter liegt im Totengrund. Ich weiß nicht, ob es der Schlossherr ist, den ich ermorden wollte, oder ob es ein anderer ist, aber er liegt in der Schlucht."

Frmgard lähmt der Schreck die Glieder, so daß sie sich nicht von der Stelle zu bewegen vermag. Da blickt Bruno ihr seinen Arm und sagt: "Gnädige Frau, ich bitte Sie, mir zu folgen. Vielleicht können wir helfen. Es war der Reitschimmel Ihres Herrn Gemahls. Ich kenne das Pferd."

In fünf Minuten haben sie die Schlucht erreicht. Die beiden Mägde sind ihnen mit Laternen gefolgt, auch Frieda

Weihnachtsbrief an unsere Feldgrauen.

Wie fühlen sonst sich Menschen reich,
Die Weihnachtsgaben versenden;
Wie fühlen wir diesmal uns Bettlern gleich,
Wenn wir Euch Feldgrauen spenden!

Was wir Euch schicken in Feindesland,
Was wir Euch heimlich bereiten;
Wie scheint das alles nur heillosen Tand
Neben dem, was Ihr uns erstreitet!

Was könnte von unsern Gaben man
Mit Euren Opfern vergleichen!
Nehmt, liebe Jungens, reichlich an
Nur so als Liebeszeichen.

Wir hoffen, daß Gott Euch Sieg verleiht,
Und uns aller Sorgen entledigt.
Uns klingt das Lied Eurer Tapferkeit,
Wie eine gewaltige Predigt!

Gleich jungen Priestern habt Ihr hier
Vielen die Hände gefaltet!
Euch pflegen und danken wollen wir,
Wenn wieder Frieden waltet!

Unser Sorge leidet bei Tag und Nacht,
Und möchte Euch immer begleiten!
Wie oft sind Nachts wir aufgewacht,
Um im Geist mit Euch zu streiten!

Wie rücken da zu unserer Qual
Die Stunden langsam und bleiern!
Heute wollen wir aber einmal
Ganz fröhlich mit Euch feiern!

Daß uns so manche ferne trennt,
Soll uns den Trost nicht rauben;
Wir werden, wenn der Tannenbaum brennt,
Euer Singen zu hören glauben!

Das Weihnachtslied und das Kaiserlied
Soll hell zum Himmel schlagen!
Wenn endlich — bald Ihr heimwärts zieht,
Sollt Ihr Siegeskränze tragen! Marg Müller.

Doch er bringt den Schimmel, denn es gilt keine Zeit zu verlieren. Es ist nicht Treue gegen seinen Herrn, die ihn treibt, es ist Egoismus, da er hofft, durch die Notlage desselben billig in den Besitz des stattlichen Ritterguts zu kommen.

Jetzt sitzt v. Lupenski im Sattel. Ein kurzer Gruß, dann drückt er dem feurigen Roß die Sporen in die Weichen, daß es sich hoch aufbäumt und wie ein Pfeil davonfliegt. Er denkt an keine Gefahr, er denkt an nichts, als an die Rache, die er an seinem Weibe üben will. Ja, er ist in dieser Stunde zu allem fähig, in seinem Zorn ist er Frieda Niemschneider vollständig gleich.

Im Walde muß er seinen Schimmel zügeln und langsam reiten, denn es ist ganz finster und der Ritt könnte gefährlich werden, weil der Weg über eine tiefe Schlucht führt, die man den "Totengrund" nennt. Nun muß er diese Stelle gewiß erreicht haben nach seiner Schätzung. Zu sehen ist gar nichts.

Aber dort bewegt sich etwas wie eine menschliche Gestalt.

Plötzlich wird das feurige Roß schein, denn es bemerkt das Weib mit dem flatternden Tuch, das vorüberhuscht, macht einen gewaltigen Satz zur Rechten, wiehert ängstlich auf, springt jäh wieder nach links, und der Reiter wird in großem Bogen aus dem Sattel geschleudert, über die eiserne Barriere hinweg, hinab in den Totengrund. Er vermag keine Rache mehr zu üben.

Ein gellender Schrei dringt plötzlich an Bruno Reimanns Ohr. Bald darauf hört er den Hufschlag eines in schnellster Gangart dahinraufenden Pferdes und sieht beim Schein der eben durch die schwarzen Wolkenmassen schauenden Mondsichel einen reiterlosen Schimmel vorüberziehen.

Noch einmal dringt der unheimliche Ton von einer Weiberstimme an sein Ohr. Er verläßt die Laube.

Niemschneider ist mitgegangen. Hell leuchtet die Mondsichel jetzt hernieder, und die Sterne funkeln am Abendhimmel mit so klarem Glanz, wie man sie lange nicht gesehen hat. Tief unten auf hartem Steingeröll liegt v. Lupenski stöhnend in seinem Blut.

Als der Schein der Laternen in sein blaßes Antlitz fällt, da kehrt das Bewußtsein, das er verloren hat, auf wenige Minuten wieder und er erkennt sein Weib, wie es sich zu ihm niederbeugt, er erkennt den Mann, der durch seine Schuld unschuldig gelitten, er erkennt aber auch, daß der ewige Richter ein Urteil gesprochen.

"Es ist vorbei! Frmgard, vergib mir!" haucht er nur noch.

Dann schwindet ihm wieder das Bewußtsein, man hört sein Köcheln — er ist tot. In seines Weibes Armen ist er gestorben. Wieder stößt die Fressinnige einen markerschütternden Schrei aus, schleudert das Messer von sich und ruft mit unnatürlicher Stimme aus: "Ein Höherer hat diesen Mann gerichtet, ich brauche es nicht mehr, mein Rachedurst ist gestillt. Nehmt mich jetzt, ich habe das Schloß in Brand gesteckt, ich will gerne büßen für meine Schuld!"

Frieda Niemschneider wurde in einer staatlichen Zrenanstalt untergebracht, in der sie der Tod nach kurzer Zeit von allem Erdenleid erlöste. Ihre Angaben hatten aber doch zur Folge, daß in jener Anstalt, in der sie so viel gelitten, einmal eine eingehende Untersuchung stattfand, bei welcher ungläubliche Zustände zutage kamen. Gerechte Strafe traf den Zeiter, die Angestellten und eine ganze Reihe anderer Personen, unter denen sich auch Doktor Braun befand.

Der "ewige Kerker" ging ein, und seine armen Gefangenen durften Frieda Niemschneider als ihre Erlöserin preisen.

Am Tage nach dem Begräbnis ihres Gatten hatte Frmgard die Stätte verlassen, an der sie so unsagbar vielen Jam-



Weihnachtsfeier in einem deutschen Lazarett.

mer, so schwere Stunden durchlebt. „Auf Wiedersehen!“ sagte sie zu ihren Freunden Bruno Reimann und Seidenkranz, aber über ihr Vorhaben ließ sie kein Wort verlauten.

Tannenhöh wurde verkauft, an einen Edelmann aus Ostpreußen, die Familie Münchow sowie viele andere, die sich vom Bankier Rosengarten übervorteilt und betrogen glaubten, erhielten ganz unerwartet das Ihrige zurück, und Bruno durfte den Weizenschlag samt dem, was von ihm in diesem Jahr geerntet worden, wieder sein eigen nennen.

Der harte Kampf ums Dasein hatte damit für ihn und seinen alten Getreuen ein Ende, er durfte freudig schaffen auf dem Grund und Boden, der seinen Vätern gehört, und durfte reichen Segen auf seinen Feldern erblicken sehen.

Aber wenn er so dahinschritt über die grünen Fluren, durch die wogenden Kornfelder, dann jubelte sein Herz doch niemals auf in überströmender Freude, man sah es dem ernststen Manne an, daß ihn auch jetzt, wo er frei war und nicht um den morgenden Tag zu sorgen hatte, immer noch etwas bedrückte. Und das war die Ungewißheit über Fringards Geschick. Er konnte es nicht begreifen, warum sie ihm in der ganzen langen Zeit — ein volles Jahr war seit der Scheidestunde verstrichen — nicht ein Lebenszeichen gegeben. Was er auch angestellt, er hatte ihren Aufenthalt bisher nicht zu ermitteln vermocht, und sein liebendes Herz schwebte darum in schwerer Sorge um sie.

* * *

Ein trüber Herbsttag ist heute. Die letzten Georginen blühen in den Gärten, graue Nebel steigen empor aus den Wiesengründen und welkes Laub raschelt unter Brungs Füßen, als er über die Heide dahinschritt, dem Domkirchhof zu, auf dem seine Eltern, Großeltern, der Bruder, und auch sein Feind, der unglückliche Schloßherr v. Lupenski, ruhen.

Es treibt ihn in seiner schwermütigen Stimmung öfter zu dieser Stätte des Friedens. In den alten Tannen säuselt der Wind, und es ist so still, so menschenleer heute hier.

Leise öffnet er die Gittertür und tritt nun ein in das geweihte Land der Toten. Aber als er aufschaut, da sieht er, daß er doch nicht der einzige Lebendige hier ist. Eine junge, schlanke Dame in etwas vornehmer Trauerrobe schreitet auf ihn zu.

Jetzt bleibt sie stehen, schlägt den Schleier zurück, und er schaut in Fringards liebliches Antlitz, aus dem ihm zwei Sterne entgegenstrahlen, daß er wie geblendet zurücktaumelt.

Sie will etwas sagen, doch er ergreift mit solchem Ungestüm ihre beiden Hände und drückt sie so herzlich, daß es eher wie ein Schmerzenslaut als ein Freudenruf ist, der über ihre Rippen kommt. „O Fringard, meine Fringard, ich habe Dich wieder!“ jubelt er freudetrunken. Und dann sagt er ihr, was er um ihretwillen gelitten, sagt ihr alles, genau wie es ihm ums Herz ist.

Ihre Wangen erglühen, ihre Augen senken sich, aber er weiß ja, daß das geliebte Weib jetzt ihm und nur ihm ganz allein gehört. Er bedarf nicht erst ihres Jawortes. Hier an geweihter Stätte schließen zwei Herzen einen Bund für Zeit und Ewigkeit.

Leise rauscht es in den Tannen, welkes Laub wirbelt über den Steg, die Schatten der Nacht breiten sich auf die Erde und des Herbstes rauher Hauch weht darüber hin; aber die Glücklichen sehen das nicht und fühlen es nicht, in ihnen strahlt hell und warm der Liebe Lenzessonne. Sie haben einander gefunden, ihnen winkt über die stillen Hügel der Toten das Leben.

Sie, die bisher an des Daseins rauher Wetterseite in Sturm und Eis gestanden, sollen seine Sonnenseite kennen lernen.

Es ist Lenz für sie geworden.

— — — Ende! — — —

Wie der Weihnachtsmann zu Ulbrich kam

Skizze von G. Kay.

„Nehmen Sie den Ulbrich mit!“ sagte der Oberleutnant. „Der Mensch hat Augen wie ein Luchs!“

Der Sergeant salutierte und wendete sich zum Gehen.

„Ich stecke Ihnen den Baum noch einmal an, wenn Sie sich verspäten!“ rief ihm der Offizier nach.

Draußen war es bitterkalt. Jetzt fing es auch an zu schneien.

„Brr!“ sagte der Sergeant. „Das heißt!“

Sie gingen schweigend weiter, den Wald entlang. Ulbrich döste im Gehen. Er war gestern auf Wache gewesen und hatte tagsüber nur zwei Stunden schlafen können.

„Sehen Sie mal dorthin!“ flüsterte der Sergeant. „Die reinen Weihnachtsbäume!“

Ulbrich öffnete die Augen. Ja, das war wirklich schön! Dort drüben auf der Wiese stand ein Haufen kleiner Tannen dicht beisammen und der Schnee fiel in großen Flocken auf ihre Zweige. Man konnte das ganz deutlich sehen, denn der Mond stand gerade über der Wiese.

„Wie im Theater!“ brummte der Sergeant.

Ulbrich nickte. Wie im Theater! So hatte er es dort auch gesehen, den Sonntag, bevor das Regiment nach Belgien fuhr. Das war ein schöner Abend gewesen — der schönste, den er jemals erlebt. Und dann die Lüne — ob sie wohl noch an ihn dachte? Damals war ihm gewesen, als sei der Weihnachtsmann zu ihm gekommen — endlich, zum erstenmal.

Denn er hatte sich als Kind fast krank nach dem Weihnachtsmann geseht und immer wieder gehofft, er würde einmal, ach, nur ein einziges Mal, zu ihm kommen und die dunkle kleine Wohnung mit seinen duftenden Kerzen erleuchten. Wie hatte er auf ihn gewartet, von Jahr zu Jahr, von Weihnacht zu Weihnacht!

Wenn dann der Junge mit schwerem Herzen das Gesicht ans Fenster preßte und sehnsüchtig hinüber sah, wo sich im Vorderhaus Licht um Licht entzündete, tröstete die Mutter: „Das nächstemal, Karl! Das nächstemal bestimmt! Sieh mal, heuer ging es wirklich nicht . . . die vielen Kohlen . . . und das Leben wird auch von Tag zu Tag teurer! Aber das nächstemal, Karl, da sollst Du mal sehen!“

Aber im nächsten Jahr war es wieder nichts geworden, so sehr sich die Mutter auch mühte. Und gerade als das Leben anfangs lichter zu werden, als Ulbrich Gejelle wurde und schon verdiente, starb ihm die Mutter. Es war, als habe sie damit gewartet, bis sie den Sohn versorgt wußte. Ulbrich seufzte unwillkürlich.

„Nanu?“ fragte der Sergeant. „Mensch, Sie seufzen? Die Sache hier ist ja bald zu Ende und dann kommen wir zwei auch zu unserm Baum!“

Zum Weihnachtsbaum! O ja, es würde wohl was für den Musketier Ulbrich drunter liegen, das wußte er genau. Tabak und Wollfächer, eine Pfeife und ein Feuerzeug etwa, und was es sonst noch an Spenden gab. Er würde sein Teil bekommen wie die anderen. Nur daß die anderen auch Grüße von daheim erhielten, nur daß ihre Gaben von Eltern kamen, von Frau und Braut! An ihn dachte niemand! Lüne hatte ihn wohl schon lange vergessen.

Als die Mutter starb, die einzige, die ihn je geliebt, da zog Ulbrich zu älteren, sauberen Leuten, die nahe der Fabrik wohnten. Von Verwandten wußte er nichts. Seine Hausleute schätzten ihn als pünktlichen Zahler, als ordentlichen Menschen. Sie boten ihm guten Tag und guten Weg und kümmerten sich im übrigen nicht viel um ihn. Nur am Weihnachtsabend wurde er zu Karaffen und Wohnspielen eingeladen. Aber einen Baum gab es da nicht — die alten Leute scheuten die Mühe.

Und sonst hatte er nirgends verkehrt, auch als er später Borarbeiter und Meister in der Fabrik wurde und ein schönes Stück Geld verdiente. Der Sinn stand ihm nicht nach den Mädchen; sie waren ihm zu gepuzt und zu flurrig. Er hätte wohl schon ans Heiraten denken dürfen und er dachte auch häufig daran — aber es wollte nie so recht passen. Nur die Lüne — ja die!

„Na sehen Sie!“ sagte der Sergeant. „Das ging ja gut! Sie halten wohl auch heute Ruhe, die da drüben! Nun wollen wir sehen, daß wir ebenso gut wieder zurückkommen!“

Die Lüne! Das war in der Garnison gewesen, als sie ihn einexerzierten. Ulbrich hatte sich freiwillig gemeldet; denn gedient hatte er nicht, war wohl damals zu schwach gewesen. Nun jetzt sah er stattlich aus, und dann nahm man Schloffer ja besonders gerne. Er hatte sich vom ersten Augenblick an wohl gefühlt, man war ihm so herzlich entgegengekommen; alle Kameraden und besonders der eine, der Mittel. Der hatte sich ihm gleich angeschlossen.

Und als er sah, daß Ulbrich niemals ausging, niemand in der Stadt kannte, da hatte er ihm angeboten, ihn Sonntags zu seiner, Mittels, Braut mitzunehmen. Das nahm Ulbrich auch gerne an.

„Es ist verdammt kalt!“ brummte der Sergeant.

Ja, kalt war es wohl! Und doch wurde es Ulbrich ganz heiß, wenn er an die Lüne dachte, wie er sie damals zum ersten-

mal sah. So schmuck, so kräftig, so blond! Für die Blonden hatte er immer etwas übrig gehabt.

Die Lina, das war die Schwester von Mittels Braut, ein lustiges Ding. Sonntag für Sonntag waren sie zusammen ausgegangen, Mittel mit seiner Braut voran und dahinter Ulbrich mit der Lina. Und am letzten Sonntag, bevor das Regiment ausrückte, gingen sie ins Theater und sahen dort — grade wie vorhin auf der Wiese — die dunklen Tannen stehen und von oben fielen langsam glitzernde Flocken auf die Bäume; just wie vorhin der Schnee.

Ulbrich sah kaum auf die Bühne, er mußte nur immer auf die Lina schauen, wie sie da neben ihm saß, mit roten Wangen, mit blitzenden Augen, so schmuck, so kräftig, so blond.

Der Sergeant stieß Ulbrich an: „Sehen Sie mal! Man sieht schon die Lichter am Baum! Wenn wir schnell gehen, kommen wir noch zurecht! Allein ist es doch nur halber Kram!“

Ja, allein! Er hatte es auch versuchen wollen, aus dem halben Kram heraus zu kommen, und auf dem Nachhauseweg, da hatte er sich ein Herz gefaßt und die Lina gefragt — wenn er nun zurückkäme und nicht im Felde bliebe — ob sie dann — ob sie sich dann entschließen könnte . . . Die Lina sah ihn ernst an, drückte ihm die Hand und sagte: „Kommen Sie uns nur gesund wieder, Herr Ulbrich!“ Ach, sie dachte wohl gar nicht mehr an ihn!

„So!“ sagte der Sergeant. „Das wäre geschafft!“ Er schüttelte den Schnee ab und ging in die Stube. Ulbrich wollte ihm folgen, aber Mittel faßte ihn schon im Hausflur ab.

„Mensch!“ rief er ihm zu. „Du hast Sachen, sag' ich Dir! Tabak und 'ne Pfeife, und Schokolade, und ein Feuerzeug, und

Strümpfe, und 'ne warme Weste, und dann — na, das verrät ich nun nicht! Aber Du sollst mal sehen!“

„Woher?“ fragte Ulbrich erregt. „Sag' doch, Mittel, sag'!“ „Ne — sollst selbst sehen!“ Damit stieß ihn Mittel in die Stube.

Ja, da stand der Baum, eine mächtige Tanne. Sogar bunte Ketten hatten die Jungen aufgebracht; nur mit den Lichtern war es schwach bestellt. Und unter dem Baum Paket an Paket.

„Nun, mach nur, Ulbrich!“ drängte Mittel. „Dort rechts hast Du Deinen Platz!“

Ja, da lag alles, wie Mittel gesagt hatte — der Tabak, die Pfeife, das Feuerzeug, die Schokolade, die Strümpfe, die Weste . . . Ulbrich schob die Sachen ungestüm beiseite und griff nach dem Paket. Sollte Lina — aber nein, das war ja nicht möglich!

Der Oberleutnant war zu ihm getreten und sah lachend zu, wie der Musketier hastig den Faden zerschnitt. Da lagen Pfeffermühle, ein Weihnachtsstollen — ach, was roch der gut! und hier — Lina's Bild! Lina, wie er sie damals im Theater gesehen, so schmuck, so kräftig, so blond. Nur die Augen lachten nicht mehr in die Welt hinein; die blickten ernst und fest und treu.

„Mittel! Ach, Mittel! Sollte es möglich sein? Ist mir die Lina wirklich gut?“

„Das ist sie schon lange, mein Junge! Ich durfte nur nichts verraten! Und nun —“

„Ja, Mittel, nun ist der Weihnachtsmann endlich auch zu mir gekommen!“ jagte da der Ulbrich ganz leise und beglückt.

Allerlei Kurzweil

1. Hieroglyphen.



Die Anfangsbuchstaben der Bilder geben die Konsonanten des Textes an, die Vokale müssen dem Sinne gemäß hinzugefügt werden.

2. Rätsel

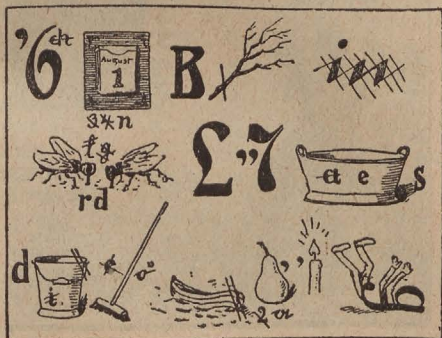
Die ersten sind viel bunte Blätter,
Die dritte ist bald groß, bald klein,
Das Ganze ist ein Lustgebäude
Und stürzt, vom Hauch getroffen, ein.

3. Buchstabenrätsel.

a a e e g h i m n n p s t t

Aus obenstehenden Buchstaben sind durch Hinzufügen eines, allen gemeinsamen, Anfangs- und Endbuchstaben fünf Worte von je fünf Buchstaben zu bilden, sie bedeuten:

4. Bilderrätsel.



1. eine Süßfrucht,
2. ein nützliches Hausgerät, 3. einen Trank, den mancher gern hätte,
4. einen deutschen Dichter des 18. Jahrhunderts,
5. eine topographische Bezeichnung. — Setzt man den Anfangsbuchstaben an das Ende, so entstehen fünf neue Worte, welche sind:

6. Beyerbild.



Wo ist der dritte Mann zum Stat?

1. ein geographischer Begriff, 2. ein Zimmer schmuck, 3. ein englischer weiblicher Vorname, 4. ein Fischereigerät, 5. ein Eigenschaftswort.

5. Buchstabenrätsel.

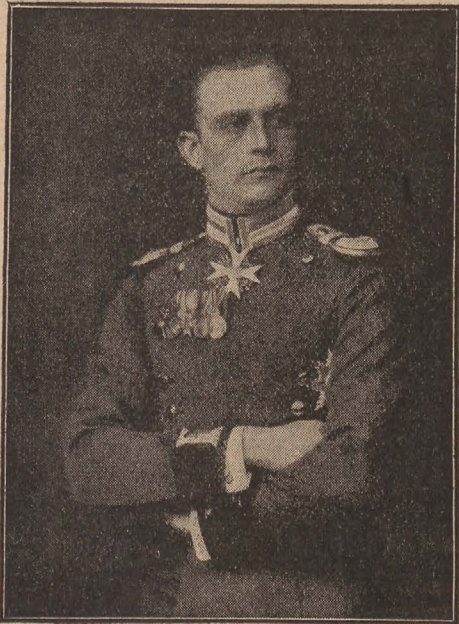
„Du schreibst so lange schon kein Wort, — Um düstert im Gemüte; — Ist denn der Baum nun ganz verborrt, — Der einst so herrlich blühte?“ — „Ach, Freund, wie peinigt mich das Wort, — (Zwei Laute drauß genommen); — Zög dieser böse Geist doch fort, — Um nie zurück zu kommen! — Er legt mir Geist und Leib in Haft, — Wie ich mit ihm mag ringen; — Er raubt mir alle Luft und Kraft — Und lähmt zum Flug die Schwingen.“

7. Aufgabe.

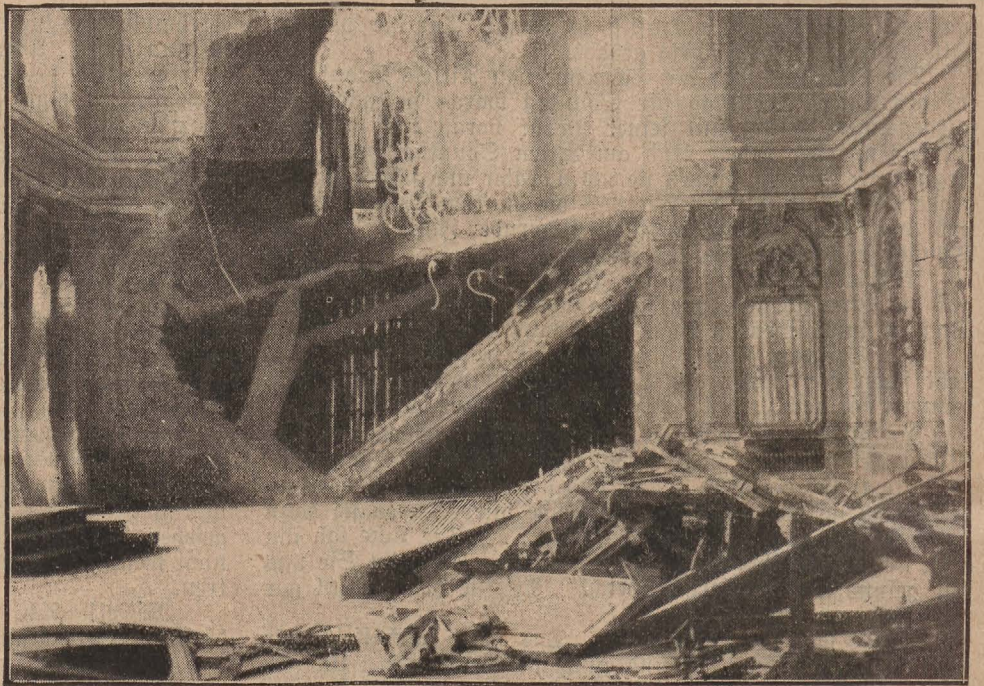
Die Buchstaben dieses Quadrats sind so zu ordnen, daß nicht nur die mittleren, senkrechten und wagerechten Reihen, sondern auch die vier Buchstaben jeder Ecke und der Mitte ein bekanntes Wort ergeben. Es bezeichnet: 1. einen biblischen Namen, 2. eine Stadt in Irland, 3. einen Teil von Arabien, 4. den Familiennamen eines römischen Dichters. Die Ecken bedeuten: A ein Unkraut, B eine Stadt in Ober-Italien, C den größten Schatz kleiner Kinder, D ein Kleidungsstück. In der Mitte entsteht ein Frauennamen. — In den kleinen Quadraten der Ecken und der Mitte beginne man links oben und lese rechts herum.

A	1	2	B
A	A	A	C
3	C	D	E
4	M	M	O
	O	O	R
C			D

Die Buchstaben dieses Quadrats sind so zu ordnen, daß nicht nur die mittleren, senkrechten und wagerechten Reihen, sondern auch die vier Buchstaben jeder Ecke und der Mitte ein bekanntes Wort ergeben. Es bezeichnet: 1. einen biblischen Namen, 2. eine Stadt in Irland, 3. einen Teil von Arabien, 4. den Familiennamen eines römischen Dichters. Die Ecken bedeuten: A ein Unkraut, B eine Stadt in Ober-Italien, C den größten Schatz kleiner Kinder, D ein Kleidungsstück. In der Mitte entsteht ein Frauennamen. — In den kleinen Quadraten der Ecken und der Mitte beginne man links oben und lese rechts herum.



Herzog Adolf Friedrich v. Mecklenburg, der mit einem Zeppelinluftschiff nach Sofia flog.



Oberes Bild rechts:
Ein Symbol für Serbiens Zukunft:
Der Thronsaal des Königs in Belgrad, der durch einen Granateinschlag zerstört wurde.



Mittleres Bild:
Die berühmte Donau-Eisenbahnbrücke Semlin-Belgrad, die von den Serben bei ihrem Rückzug zerstört wurde. Ueber die unbeschädigten Pfeiler ist eine neue Eisenbahnbrücke gebaut worden. Hierdurch wird die Bahnverbindung Berlin-Konstantinopel in kürzester Zeit wieder dem Betrieb übergeben werden können.

Unteres Bild links:
Englische Zerstörungswut. Von den Engländern auf ihrem Rückzug im Wisnekanal versenkte Schiffe.

Unteres Bild rechts:
Die von einem Granatsplitter getroffene Christusfigur am Friedhof zu Konstantinow bei Warschau.

